Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 41 (1947)
Heft: 5

Artikel: Wüstenwanderung
Autor: Heye, Arthur
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-925444

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ngalyema und sein Sohn flohen nicht. Sie klammerten sich entsetzt an mir fest. Und ich tat, als ob ich sie gegen den Angriff schützen wollte. Dabei rief ich: «Halte dich fest, mein Bruder. Ich will dich verteidigen. Kommt nur heran, ihr da aus dem Wald.»

Dann befahl ich laut: «Stillgestanden!» Blitzschnell stellten sich meine Leute in zwei langen Reihen auf, die Augen fest auf mich gerichtet. Erleichtert ließ mich Ngalyema los und rief erstaunt: «Eh, Mamma! Woher sind all diese Leute gekommen?»

«Aber, mein Bruder, ich habe dir doch gesagt, welche Kraft der Fetisch besitzt. Ich will ihn noch einmal tönen lassen. Und dann wirst du sehen, was er noch alles kann.» «Nein, nein!» schrie Ngalyema. «Ich habe genug gesehen.» — Der Tag endete friedlich. Die Mannen des Häuptlings halfen mir sogar freiwillig. Und von da an schritt meine Arbeit ungestört und rasch vorwärts.

Siehe Henry M. Stanley: Mein Leben. Volksausgabe, Verlag Reinhardt, Basel.

Wüstenwanderung

In Farafre[1] hielten wir uns nur vierundzwanzig Stunden auf. Ich kaufte Proviant für drei Tage: Oelsardinen, getrocknete Datteln, Kondensmilch und — Gerstenkörner für die Kamele. Am nächsten Morgen früh jagten wir auf dem Karawanenweg nordwestwärts in die Wüste hinaus.

Schon nach ein paar Stunden erreichten wir den Brunnen Ain el Wadi (= Auge des Wüstentales). Der klare blaue Wasserspiegel trägt seinen schönen Namen mit Recht. Wir füllten unsere Ziegenschläuche[2] und ließen unsere Tiere noch einmal trinken. Nach kurzer Rast ritten wir weiter, dem fast dreihundert Kilometer entfernten Siwa[1] zu.

Von hier ab gab es nichts mehr um uns her: keine Quelle, kein Wasser, keinen Baum, kein grünes Plätzchen — nichts als ungeheure Leere. Sogar der Himmel war leer. Ein leichter Dunst bedeckte ihn. Nur zeitweise schimmerte die bleiche Scheibe der Sonne durch den Dunst. Die gleiche fahle Farbe lag auf den Sanddünen. Wie unzählbare Meereswellen rollten diese Dünen ins Unendliche hinaus. Mir war, als ob unsere Tiere uns immer wieder über die gleichen Wellen dahintrügen.

[1] Farafre (auch Farafrah genannt) und Siwa sind Oasen in der Lybischen Wüste, südwestlich von Kairo. Beide gehören zum Königreich Aegypten.

[2] Die Araber führen in der Wüste das Wasser in Ziegenhäuten mit, die zusammengenäht sind. Für die Kamele sind weiche Schläuche bequemer zu tragen als hartes Geschirr.

Gegen Sonnenuntergang hielten wir an, um zu essen und die Tiere ausruhen zu lassen. Das Wetter blieb auch in der Nacht und am folgenden Tag trüb. Erst kurz vor dem Untertauchen brach die Sonne durch den Wolkenschleier und goß Feuerströme über Himmel und Wüste. Ali, mein ägyptischer Begleiter, kniete auf seiner Bastmatte nieder, die Hände hoch erhoben. Tief ergriffen schaute ich auf die lichtumflossene Gestalt des Beters. Trotz seinem rauhen Soldatenleben war er ein tiefgläubiger Mensch geblieben. Mir war er stets ein guter Kamerad. Oft hat er in kalten Nächten seinen eigenen Mantel verstohlen über mich gedeckt. Wenn das Wasser knapp war, schob er mir immer die größere Portion zu.

Die Aufheiterung hielt nicht lange an. Der Himmel überzog sich aufs neue. Gleichzeitig erhob sich von Nordwesten her ein kühler Wind. Tagsüber hatten unsere Reittiere schwer unter der Hitze gelitten. Darum beschlossen wir, noch ein paar Stunden weiter zu reiten. Dieser Entschluß hätte uns beinahe das Leben gekostet. Von Mond und Sternen[3] war nichts zu sehen. Um den Kompaß zu befragen, mußte ich Zündhölzer anzünden. Der Wind blies alle aus.

So ritten wir dem Wind entgegen. Ich dachte nicht daran, daß er oft in kurzer Zeit die Richtung ändert. Erst vier, fünf Stunden zu spät merkte ich, daß wir uns verirrt hatten. Hätte ich nur meinem Kamel gefolgt! Es hatte immer wieder nach rechts abbiegen wollen. Es war klüger als sein Herr und fühlte, daß wir vom rechten Wege abgekommen waren.

Gegen Mitternacht stiegen wir ab, um ein Feuerlein[4] und Tee zu machen. Erst jetzt beim Schein des Feuers erkannte ich am Kompaß, daß wir in einer falschen Richtung geritten waren. Gleichzeitig stellte Ali fest, daß unser letzter Wasserschlauch rann. Statt zehn Liter, enthielt er nur noch einen. Da fragten wir uns bang: «Wo sind wir eigentlich? Wann werden wir wieder Wasser finden?» Ali leerte den Rest des Schlauches in den Kochtopf. Stumm starrte ich auf den Kompaß. Das alte Wort «Ein Unglück kommt selten allein» kam mir in den Sinn. Ich fühlte unser Schicksal, das Schicksal der Wüste, voraus.

[3] Auf dem Meer, in der weiten Wüste und andern einsamen Gegenden geben die Sterne den Reisenden die Richtung an. Der Polarstern zum Beispiel liegt immer genau im Norden.

[4] Die Kotballen der Reittiere sind die einzigen Brennstoffe in der Wüste. Darum sammelt der hinterste Reiter sorgfältig den Mist, den die Tiere unterwegs fallen lassen. Die Reiter der Karawanen lösen einander in dieser nicht angenehmen Aufgabe ab.

Wir tranken, jeder drei Eßlöffel voll. Den Rest schütteten wir sorgfältig in einen andern Schlauch. Dann rollten wir uns in unsere Mäntel und legten uns nieder. Doch der Schlaf wollte nicht kommen. Nach einer Weile sah ich zwischen den Wolken hindurch einzelne Sterne. Aber sie verschwanden bald wieder. Der Wind war unterdessen stärker und wärmer geworden. Ich befürchtete das Nahen eines Sandsturmes.

Eine halbe Stunde später hob ich den Kopf wieder. Da sah ich, daß mein Gefährte auf seiner Matte kniete, in stummes Beten versunken. Der Wind riß an seinem Gewand und jagte mir Sandkörner ins Gesicht. Die Kamele erhoben sich. Auch sie fühlten das Unglück herankommen. Dumpf brüllend legten sie sich wieder, den Rücken gegen den Sturm.

Beim Sonnenaufgang glühte der Himmel noch einmal auf. Doch bald verwandelte sich das Morgenrot in ein trübes Gelb. Der Sturm steigerte sich von Stunde zu Stunde. Heißer Sand stürzte auf uns ein. Wir mußten ständig in Bewegung bleiben, um nicht lebendig begraben zu werden. Ein brennender Durst plagte uns. Stundenlang stapften wir neben den Kamelen hin und her. Immer den Rücken gegen den Sturm. Um die Mittagszeit tranken wir eine Tasse warmes, sandiges, übelriechendes Wasser. Es war der letzte Rest, den der Glutwind im Schlauch übrig gelassen hatte.

Bald darauf blieb Ali stehen. Er zog den Rock aus, breitete ihn auf dem Boden hin und kniete nieder. Den Kopf zur Erde gesenkt, betete er. In diesem Augenblick hob mein Reittier witternd den Kopf. Es wollte sich davonmachen. Ich trat ihm gegen das Knie. Da brüllte es auf, legte sich aber wieder nieder. Ich hielt es am Kopf fest, bis Ali sich vom Gebet erhob.

Voll neuer Hoffnung rief ich ihm zu: «Fasse Mut! Wir wollen aufsteigen. Gott hat uns nicht verlassen. Der Sturm läßt nach. Wie du siehst, will mein Tier weiter. Es kennt die Richtung, denn es war früher auch schon in Siwa. Hätte ich ihm doch heute nacht seinen Willen gelassen! Dann wären wir jetzt in Siwa.»

Ali sah mich mit seinen rotentzündeten Augen fragend an, öffnete den Mund und schüttelte dann den Kopf. Er konnte nicht mehr sprechen. Immerhin hatten meine Worte ihn wieder munterer werden lassen. Er stolperte auf sein Tier zu und setzte sich im Sattel zurecht. Es stand von selbst auf und folgte mir. Kaum eine Stunde später spürten wir keinen Windhauch mehr. Die Luft war noch mit Sandstaub erfüllt und blieb undurchsichtig.

Am Nachmittag war ich nicht mehr klar im Kopf. Meine Lippen waren aufgesprungen. Die Zunge lag geschwollen im ausgedörrten Munde. Es schien mir, als fließe heißes Blei in meinen Adern. In einem

klaren Augenblicke sah ich mich nach meinem Gefährten um. Er lag reglos vornüber im Sattel. Ich wollte ihn festbinden. Aber mein Tier war nicht zum Stehen zu bringen. Wäre ich abgestiegen und zu Ali gegangen, wäre es bestimmt davongelaufen.

Nur minutenweise war ich bei voller Besinnung. Gegen Sonnenuntergang wurde die Luft klar. Verzweifelt spähte ich nach vorn. Mehrmals war mir, als hörte ich von rechts her einen Ruf. Da knallte ein Schuß. Aufblickend sah ich zwei Gestalten auf Pferden nahen. Mit ihren Gewehren deuteten sie auf etwas hinter mir. Jetzt verstand ich ihren Ruf: «Die Stute da geht leer. Wo ist ihr Reiter?»

Mein Hengst war nicht zum Stehen zu bringen. Die beiden Reiter galoppierten zu mir heran. Sie hielten mein Tier am Kopf. Bereits hatten sie bemerkt, wie es um uns stand. Der eine reichte mir seine Feldflasche. Ich konnte kaum schlucken. Nach zwei Zügen riß mir der Mann die Flasche schon weg. Ich wollte sprechen. Da wurde mir auf einmal schwarz vor den Augen. — —

Als ich wieder erwachte, sah ich als erstes die Farbenglut eines Sonnenaufganges. Langsam wurde mir klar, daß ich durch ein Fenster schaute. Rechts von mir stand ein leeres Bett. Links eines, auf dem ein Totenkopf mit schwarzen Bartstoppeln lag. Ich richtete mich auf. Da wurde auch der Totenkopf lebendig. Aus seinem verdorrten Gesicht schauten mich die großen Augen Alis an.

Wir lagen im Lazarett[5] der Wüstenpolizei von Siwa. Und zwar im siebenten Stockwerk. So hoch haben die Oasenbewohner früher ihre Lehmhäuser aufgetürmt, um die Wüstenbewohner besser abwehren zu können. Der Postenchef[6] erzählte mir später: «Die beiden Polizisten waren auf einem Patrouillenritt[7]. Sie folgten den Spuren eurer Tiere und fanden Ali bald. Sein Zustand war bedenklich. Sie konnten ihn unmöglich sofort wegbringen. Anfangs glaubten sie sogar, ihm am Morgen an Ort und Stelle ein Grab schaufeln zu müssen.»

Sie hatten mich dann zu Ali hingetragen. Die ganze Nacht waren sie bei uns geblieben. Wider Erwarten hatte sich Alis Zustand nach einigen Stunden gebessert. Am Morgen hatten sie uns langsam nach dem vierzig Kilometer entfernten Siwa gebracht. Zwei Tage und drei Nächte hatten wir tief schlafend in ihrem Lazarett gelegen.

Arthur Heye, nacherzählt aus seinem Buch: «Hinein nach Afrika»

[5] Lazarett = Räume zur Aufnahme von kranken Soldaten, Krankenhaus.

[6] Chef (sprich: Scheff) = Vorsteher, Vorgesetzter, Leiter. Postenchef = Offizier, dem alle Polizisten (Soldaten) des Ortes unterstehen.

[7] Patrouille (sprich: Patrullje) = Streifwache, Truppenabteilung zur Ueberwachung und Sicherung eines bestimmten Geländes.